Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Die Marobiotterin
Autor: Matthey, Maja
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748842

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE UHR

Verfehlte Werke, — da jammre nicht,
Es führt durch Irrsal ein Weg ins Licht;
Es kommt ein Morgen, da weicht der Trug,
Dir wachsen Flügel zum rechten Flug.

Verfehltes Leben . . . Die Uhr steht still,
Da ist kein Zeiger, der kreisen will;
Nur eine Spinne, des Wanderns satt,
Zieht graue Fäden ums Zifferblatt.

PAUL ILG

□□□

DIE MAROBBIOTTERIN

EINE ERZÄHLUNG AUS DEN TESSINISCHEN ALPEN
VON MAJA MATTHEY

I.

Die weißen Lilien hoben ihre Kelche in das blaue Licht und stäubten ein feines, gelbes Mehl in den Wind, der die Gräser zwischen den Rebengehegen schaukelte und die Schmetterlinge hin und her trieb, bis ihr Falterverstand sich im Kreise zu drehen begann und sie halbtot in die allzeit offenen Herzen der Flatterrosen fielen.

Es war Mai und Morgenzeit.

Uber die Straßen von Giubiasco rasselte das Ochsenfuhrwerk schwerfällig hinaus auf die Allmend, um das frischgeschnittene Gras heimzuholen.

Vor dem Hause der Marobbiotterin stand ein braunes Maultier, wieherte in die Luft und schlug tänzelnd mit den Hufen auf den harten Boden und ließ sich endlich die Tragkörbe über den Rücken hängen. Eine Kürbisflasche lag in dem einen, weitbauchig, mit engem Halse und fahl und verschrumpft in der Farbe, wie

ein Altweibergesicht. In den andern legte die Frau ein Bündel blauer Leinwand, daraus sich ein rosiges Köpfchen reckte. Sie rupfte von dem Feigenbaume, der am Brunnentroge emporwuchs, eine Handvoll Blätter ab und schob sie dem Kinde unter das runde, bewegliche Köpfchen. Von ihren Schultern löste sie ein Tuch und band das lebendige Päcklein damit fest in den Korb.

Das Maultier wieherte freudig und schnubberte mit den Nüstern nach ihrer Hand. Sie strich ihm kosend mit einem girrenden Laute über die Nase und schob ein Stückchen Maisbrot zwischen seine Zähne. Die Zügel schlang sie ein paar mal um den Arm und zog aus der Tasche ein Gestrick hervor, an dem sie begann, die Maschen übereinanderzuziehen.

Zwischen den Lippen murmelte sie den Morgensegen: „Sei gegrüßt, Maria, des Maien Königin."

Nun war sie fertig zum Aufstieg.

Sie hieß die Marobbiotterin, weil sie im Alptale der Marobbia geboren war, das zwischen der Tessinebene von Giubiasco und den steilen Hängen des Camoghè liegt.

Ihr Name bestimmte ihre Zugehörigkeit; da sie im Winter im Tale und im Sommer in den Bergen wohnte, hatte sie kein ständiges Heim. Die schlaue Wildheit der Nomadin funkelte aus ihren Augen, die wie ein Bergsee von dunkler Bläue waren, der Spiegel ihrer scheuen, träumenden Seele.

Im Kirchlein am Wege, der aufwärts in die Wildnis der Alpschlucht führt, läutete der Messner zur ersten Frühandacht.

Rüstig schritt die Frau bergan, vorbei an Weilern und Häusergruppen, bis sie zu den Steinhütten kam, die schmal mit kleinen, vergitterten Fensterlöchern aussahen wie Trutztürmchen, in einer unsichern Zeit erbaut.

Heiß brannte die Sonne in die enge Schlucht, darin das Bergwasser gischte und die Seitenwände steil und grünbestanden emporragten. Sie kam zu einem Felsfleck, der sich wie eine Kanzel ins Land vorschiebt und einen Ausschnitt zeigt von Felsgewirr, Hügeln und Einsamkeit.

Zu ihren Füßen lag Giubiasco, darin sie den Winter durch am Herdfeuer saß und mit der Wolle, die sie zum Faden drehte, ihre Träume spann, und den seltsamen Erlebnissen lauschte, die in der Bergwelt den Leuten begegnet waren.

Über ihr ragte der Gipfel des Camoghè, in dessen Schutze die Alpe sich barg und dessen Gipfel gerade hinauf in den Himmel sich reckte. Fast das ganze Jahr hindurch trug er ein weißes Spitzchen. Das sah aus wie Zuckerkandel, wenn die Sommersonne sengend darüberglitt und leuchtete in den Vollmondnächten seltsam gespenstig in die Dunkelheit, wie eine Flamme aus der andern Welt.

Die Marobbiotterin sah zu dem Berge auf, über dessen Wände der Schatten einer Gemse huschte. Ein fremder, schriller Ton drang zu ihr herüber. Sie zuckte zusammen.

Wer rief sie an diesem Maimorgen in der Einsamkeit der Felsen an? Sie dachte an die Toten, die auf dem Friedhof im Tale schliefen. Sie hatte nichts versäumt und ihnen keine Kerze und kein Ave zu wenig geweiht. — Die Toten hatten nichts von ihr zu fordern. — Es wird ein Raubvogel geschrien haben, beruhigte sie sich.

Sie blickte noch einmal ins Tal hinab. Wie eine Herde Schafe, eng ineinandergeschmiegt, kauerten die Hütten der Landleute im Schutz der grünen Berge. Aus den Dächern stieg ein blaues Räuchlein in die Luft, und in der fernen Ebene wogte eine weiche Nebelschicht über den Wassern des Tessin. In den Langensee drangen die Sonnenstrahlen und durchleuchteten die hellen Flöre und die klare Flut, bis der See aussah wie ein Stückchen Himmel, das frisch auf die Erde gefallen war.

Nun wendete der Bergpfad und ein Wäldchen nahm die Wandernden auf, darin die Bäume im ersten Laube standen. Im Gebüsch sang ein Vogel zart und lockend.

Über den Weg huschte ein gelber Schein.

Am buschigen Schwanz, der in den Himbeersträuchern hin und her fuhr, erkannte die Frau, dass ein Füchslein ihren Pfad gekreuzt hatte.

Es freute sie, dass ihr die Schlauheit bei ihrem ersten Aufstieg auf die Alpe, seit sie Mutter war, begegnete, und nicht ein Häslein, von dem niemand wusste, zu welcher Dienstbarkeit es von den Geistern der Nacht gedungen war.

„Ah, meine junge Maria," sagte sie zärtlich und trat zu dem Maultier heran, an dessen Seite das Kleine im Korbe liegend mit den Feigenblättern spielte.

„Ah, meine junge Maria. Das Schicksal ist dir wohlgesinnt. Ein Fuchs ist uns über den Weg gelaufen.“ —

Das Wäldchen ging zu Ende.

Steile Felsen traten an seine Stelle, ab und zu mit Birken und niederen Tannen bestanden, die schräg aus den steinernen Rippen emporwuchsen. Eine Quelle sprang aus den Felsen und schoss über das Gestein, talwärts. Das Wasser war klar und kalt. Weißer Schaum krönte es, wenn es über einen größern Steinbrocken hüpfte. Die Marobbiotterin streckte die Zehenspitzen hinein und zog sie eiligst zurück unter den Rocksaum.

Das Wasser war wie Eis, und ein Schauer lief über ihren Rücken, der ihr angenehm im Blute prickelte und sie antrieb, einen zweiten Versuch zu wagen.

So spielte sie eine Weile, während das Maultier voraustrabte. Es ging sicher an den Felswänden entlang und kannte seinen Weg.

Die Frau war jung, und es war Frühling. Das Gestrick entglitt ihren Händen und der Wollknäuel fiel in die Wellen des Wassers.

Im letzten Mai war sie noch mit den Gespielinnen ausgezogen. Sie hatten gelacht und sich geneckt. Es war vergnüglich gewesen, mit ihnen sich zu drehen im Ringelreihen, das dürre Laub der Kastanien aufzuraffen und im Mondlicht die Gewändlein zu lösen und sich zu baden in der silbernen Quelle.

Sie waren alle schlankhüftig und hatten kleine Brüste. Sie fühlte, wie ihr die ihren schwer auf dem Leibe lasteten und sie hemmten an der freien Beweglichkeit der Mädchentage. Sie war Mutter geworden.

Über ihr trabte das Maultier, das im Korbe den Atem ihres Fleisches trug.

Sie sprang hurtig nach dem Wollknäuel, zog ihn aus dem Wasser und eilte den Weg hinan.

Das Kindlein lachte ihr entgegen und griff mit seinen Fäustchen in ihre Brüste.

Ein weißes Bächlein quoll daraus hervor, und sie löste das Kind aus dem Korbe und ließ es sich festsaugen in ihrem Fleische.

Das Maultier begann sich freier zu bewegen und von den Kräutern zu naschen, die am Felsrande standen und einen herben Duft ausströmten.

„Maria, meine kleine Maria," sang die Marobbiotterin. „Du trinkst dich stark an meinem Leben. Erinnere dich daran, wenn du groß bist, Maria, meine kleine Maria." —

Sie hatte das Lied die jungen Mütter singen hören, wenn sie ihre Säuglinge wiegten und sang es ihnen nach, um die Stille zu verscheuchen, die auf ihr lastete.

Nirgends hörte sie einen Vogelruf, und das Rauschen der Quelle wurde aufgefangen von dem Brausen der Marobbia, die tief unter ihr wild und schäumend, als trüge sie den Sturmwind im Sattel, von dannen stob.

Sie war ganz allein mit dem Kinde, das gesättigt war und schlief, und dem Tiere, das über ihr an der Sonne weidete. Die tiefe Stille machte ihre Seele scheu und Tränen begannen ihre Augen zu verdunkeln. Ihre klare Stimme trübte sich und leise tönte ihr Singsang in die Einsamkeit: „Du trinkst dich stark an meinem Leben. Erinnere dich daran, Maria, kleine Maria. Erinnere dich daran, wenn du groß bist!"

Sie blickte hinauf zum Camoghè, um dessen Gipfel eine weiße Wolke zog. Jetzt stand sie über ihm, wie ein Riesenschwan, der seine Fittige in das Blau des Äthers breitet.

Sie sah die weiße Wolke sich auf dem Berge lagern. Ihre Furcht wuchs.

So viele Frühlinge war sie hinauf auf die Alpe gezogen. — Zwanzigmal konnte sie es an den Fingern nachzählen. Immer war sie mit den Gespielinnen gegangen, und irgendwo in der Nähe hatten die jungen Burschen des Tales auf sie gelauert. Und waren von den Mädchen wie ein Schutz empfunden worden, obwohl sie sich oft ihrer wilden Spässe kaum zu erwehren vermochten.

Jetzt war sie Frau und allein mit dem Kinde und dem Tiere. Die weiße Wolke leuchtete feierlich wie ein unlösbares Rätsel der Ewigkeit über der Felsenspitze des Camoghè.

Sie konnte ihre Einsamkeit nicht länger ertragen. — Da erklang ein Juhschrei und gleich darauf stand ihr Mann vor ihr. Er

hatte den Rock ausgezogen und trug ihn, fest zusammengerollt, in den Händen.

Daraus pfiff es ängstlich hervor.

„Ich habe ein Nest voll Murmeltiere gefangen. — Sie sind noch ganz klein. Die ziehen wir auf und machen sie fett bis im Herbst. — Das gibt eine gute Speise für Weihnachten.“ —

Er schritt ihr voraus, griff das Maultier am Zaume, das bei dem Geräusch des pfeifenden Wildes die Ohren spitzte und unruhig wurde.

Bei einer neuen Biegung lag die Alpe vor ihnen, voll saftigen Grases, daraus die Glocken der blauen Enziane leuchteten und die Orchideen die seltsamen Formen ihrer Blüten schaukelten.

Ihr Mann führte sie in die Küche der Hütte, darin ein rußgeschwärztes, eingemauertes Loch zur Feuerung und ein kleines, vergittertes Fenster war. Die Küche ging bis zum Dache, dessen Balken schwarz und glänzend von dem Rauch zeugten, der die vielen Sommer an ihnen vorbei den Ausgang gesucht hatte.

Sie hörte die Rinder brüllen und die jungen Schweine in der Pfütze schnüffeln, die sich aus Schlamm und Regenwasser an der Vorderseite der Alpe gebildet hatte.

„Hast du den Tabak vergessen?“ frug eifrig der Mann, der die Tragkörbe durchsuchte.

„Er steckt in der Windel,“ antwortete sie schüchtern. „Die kleine Maria bringt ihn dir.“

„Wie du klug bist!“ lobte der Mann.

Sie blickte sich um in ihrer Behausung. Käse war da und Milch kühlte im glänzenden Kupferbottich, und ein Ankenballen stand zum Anschnitt bereit auf dem Holztische.

Sie schürte die glimmende Asche in der Feuerstelle zur Flamme an und schob Holz hinein, dass bald ein flackerndes Feuer den dunklen Raum erhellte.

Ihr Mann hatte den Tabak gefunden, das Tier von den Körben befreit und es auf die Weide getrieben.

Er kam herein und sagte: „Bereite eine Festspeise,“ und schob den Tabak zwischen den Zähnen hin und her.

Sie mischte Milch und Käse und Anken. Er warf eine Handvoll Maismehl und noch eine hinzu, bis der Brei über dem Feuer dick wurde, und der Frau der Schweiß von der Stirne rann.

Da nahm er ihr den Holzstiel aus der Hand und drehte selbst die Masse im Topfe herum, bis sie gar war und einen würzigen Geruch von gekochter Nahrung verbreitete.

„Die Frau ist da," rief er den Knechten zu, die neugierig ihre Gesichter an das vergitterte Fensterchen pressten. —

„Die Frau ist da, und Speise für alle." —

Er hob das Bündelchen Leben aus dem Heu, darin es die Frau gebettet hatte.

„Eia, Maria, eia, Maria," sagte er zärtlich. „Du hast mir den Tabak gebracht. Du wirst es gut haben auf der Alpe." Er hob das Kleine hoch in dem rußgeschwärzten Raume und schaukelte es hin und her, bis ihm der Dampf aus dem gefüllten Becken den Hunger reizte. —

II.

Der Sommer ging zur Neige und der Herbststurm fegte über die Alpe. Die jungen Kälblein des Mai waren Rinder geworden und alles Gras war abgefressen, so dass die braune Erde zum Vorschein kam und sie die Herbstzeitlosen hervortrieb, die blass und blätterlos wie Sterbekerzen ihren Boden besäeten.

Wieder wurde das Maultier gesattelt. Schwer bepackt hingen ihm die Tragkörbe zur Seite, darin der letzte Segen der Alpe lag, die maisgelben Ankenballen und die scharfen Geißenkäse und das gedörrte Fleisch der Kuh, die zu alt war, um noch einmal von anderem Nutzen zu sein, als dem, den ihre mageren Lenden gaben.

Der würzige Atem der Alpe hatte auch ihr verbrauchtes Fleisch schmackhaft und begehrt gemacht.

Die Marobbiotterin schritt schwerfällig hinter dem Maultiere her. Die kleine Maria jauchzte auf ihrem Rücken in der Hutte. Mit glänzenden Äuglein blickte das Kind in den stahlblauen Herbsthimmel und haschte nach den Zweigen der Tannenbäume, die ihre graugrünen Wetterbärte im Winde flattern ließen.

Wo der Pfad steil abfiel, stützte Antonio sein Weib. Sie dankte ihm mit einem langen Blicke.

Als sie zur Stelle kamen, wo die rauschende Quelle über die Steine schoss, stieg ihr eine Flamme ins Antlitz. Tief senkte sie die Lider über die Augen, damit sie ihr Bildnis nicht sehen

musste in dem kühlen Wasser, das spielend über die Steinbrocken sprang und wie Jugend war, ohne Sorge und Ängstlichkeit.

Eine Dumpfheit lagerte über ihr und bedrückte ihr das Gemüt. Sie wusste sich keine andere Erklärung, als dass sie die Frau des Antonio war, und er das Recht hatte, ihren Leib fruchtbar zu machen nach seinem Willen. —

III.

Jeden Mai, wenn sie wieder zur Alpe stieg, lag ein Säugling im Tragkorb des Maultieres, und schritt sie im Herbst abwärts, war sie von neuem gesegnet.

Nun war keine Einsamkeit mehr um sie, und sie fürchtete sich nicht mehr vor der Stille und der weißen Wolke über dem Berggipfel. Die Marobbiotterin war klug geworden in ihrer Art.

Mit den Jahren vergaß der Mann sie zu stützen, wo der Pfad steil abfiel. Er war mit den Fragen des Erwerbes beschäftigt. Allerlei Einfälle kamen ihm, die Geld und Gedanken in Anspruch nahmen. Da war das Lottospiel, das jede Woche ein paar Batzen und das Geld zur Reise an die Grenze verschlang. Seine Schlauheit war wie ein zitterndes Wachslicht gegen das Feuerwerk der italiänischen Listigkeit.

Er verlor immer und kam grollend heim und konnte es nicht lassen, wieder nach Italien, an die Grenze zu gehen. —

So blieb sein Beutel schmal. —

Als die Marobbiotterin zum siebenten Male hinaufzog zu ihm auf die Alpe, brachte sie sieben junge Mäuler mit.

„Gute Mutter," rief das Älteste, die Maria, „gieb mir auch zu trinken," als sie sah, wie sie den Säugling an ihre Brüste legte. Sie gab der Maria und gab den andern, bis ihre Quelle versiegte und ihre Brüste schmerzend, wie leere Säcke, auf ihren Leib schlugen.

Das achte Mal kam sie ohne den Mann, den eine von Berg zu Tal sausende Holzladung in den Abgrund gefegt hatte, flinken Ganges die Alpe herab.

Sie wurde wieder schlankhüftig, wie sie als Mädchen war und hätte sich spiegeln können in der klaren Quelle.

„Jetzt befehle ich," sagte sie zu den Kindern, und ging zum Bache, um den Mädchen die hellen Röcklein zu waschen und den Knaben ihr dunkles Gewams.

Dabei sang sie, um sich die Zeit zu kürzen: „Maria, meine junge Maria, du trankst dich stark an meinem Leben. Erinnere dich daran, wenn ich alt bin; Maria, meine junge Maria."

Sie musste lachen, als sie den Singsang beendet hatte. Ihre Wangen waren rund und braun, und ihre Haarwellen glänzten, wie die Kerne der reifen Quittenfrucht.

„Schöne Mutter," schmeichelten die Knaben, als sie in die Jahre kamen, da sie Soldaten wurden. „Stricke Strümpfe an unsere Füße, und nähe uns Hemden um unsre Leiber."

„Schöne Mutter, hole die dürren Würste aus dem Rauchfang, und steige in den Keller und bringe das gebrannte Wasser in der Korbflasche herauf. Wir müssen weit gehen und werden uns sehnen in der Fremde nach dir und der Heimat."

Sie griff in den Rauchfang und strickte und nähte und leerte die große Korbflasche in die bereitgehaltenen kleinen der Söhne.

„Reiche Mutter," schmeichelten die Töchter, als sie mit ihren Liebsten kamen. „Zerschlage deinen Sparhafen, damit wir Hochzeit feiern können."

Sie ging und zerschlug das irdene Gefäß, das ihre Mutter ihr gab, ehe sie zum Sterben kam.

„Bewahre es, und tue hinzu, was du erlisten kannst, für die Zeit, da deine Füße müde und deine Augen trübe sind," hatte sie auf ihrem letzten Lager zur Tochter gesagt, als schon die Sterbekerze zum Anzünden bereit stand und die Stube voller Weihrauch war.

Es begann ihr schwer zu fallen, den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen, und am Gestrick glitten ihr die Maschen herab, ohne dass sie es geachtet hätte.

„Großmutter," rief die junge Maria. „Schaukle deinen Enkel." Ihre Füße waren behende, und sie wiegte das Kind der Maria und schaukelte die der andern Töchter in den Schlaf.

Dann kam es vor, dass sie sich vergaß.

Sie glaubte wieder jung zu sein und den eigenen Kindern zu singen.

„Maria, kleine Maria," stimmte sie mit zitternder Stimme an und hob den Säugling an ihre Brüste.

Die waren welk und abgedorrt.

In Gedanken stieg sie wieder zur Alpe. Ihre Nasenflügel weiteten sich, um den Duft der Kräuter einzusaugen, und ihre Augen suchten den Camoghè.

Der schien ihr dunkel verhangen. Sie konnte die Schatten der Gemsen nicht sehen, die an seinen Wänden entlang geglitten waren wie Geister und Träume.

Sie dachte an die große, weiße Wolke und suchte den Gipfel des Berges.

„Er ist dunkel," seufzte sie, „ganz dunkel, fast schwarz ist er geworden. Madonna, erbarme dich der armen Seelen." —

Die Töchter begannen von der Mutter, als von der Alten zu reden. Sie taten es heimlich unter sich, mit niedergeschlagenen Augen, als schämten sie sich dabei. Und sie gewöhnten sich daran und sagten es laut.

Tränen tropften aus den Augen der Greisin, als sie zum ersten Male hörte, dass sie die Alte geworden war.

Sie zog den Rosenkranz aus der Tasche und drehte die Kugeln hin und her.

Manchmal war es ihr, als höre sie ihre eigene Stimme nicht mehr. Sie begann lauter und lauter zu beten.

„Es ist wie in einem Sterbehaus," flüsterten die Töchter. — „Sie betet am Tage und betet durch die lange Nacht." —

„Ich will zu den Söhnen gehen," sagte die Marobbiotterin eines Morgens und ergriff den Krückstock und schritt fort vom Herde der Töchter.

Dort erlebte sie eine große Freude.

Sie wurde die schöne Mutter genannt und die gute Mutter, und manchmal sprachen sie untereinander von ihr als der reichen Mutter. Ihre Ohren wurden wieder empfänglich für die Worte der Menschen. Sie begann aufzumerken und erquickte ihr Herz.

„Schöne Mutter," hieß sie der Sohn.

„Gute Mutter," nannte sie die Sohnesfrau.

„Reiche Mutter," schmeichelten sie beide und küssten ihr die welken Wangen und strichen über ihre grauen, spröden Haare.

„Führt mich zur grünen Alpe!“ sprach sie. „Ich will auf meine Alpe,“ befahl sie mit dem Eigensinn, der die alten Leute stark und widerstandsfähig macht.

Die Sohnesfrau führte sie, und der Sohn trug sie, als ihre Kräfte nachließen.

Sie kam an der Kirche vorbei, an dem Wäldchen und dem Felsenrund, von dem sie das Tal weit überblicken konnte.

Sie zitterte vor Freude, und Tränen rollten ihr aus den Augen. Sie sah den Camoghè, der hell und glänzend, wie geschliffener Granit, sich in den Himmel hob.

Über ihm spannte ein Adler seine Flügel und stieß sein rauhes Raubtiergeschrei in die Himmelsweite.

Sie begann von ihrer Jugend zu erzählen, von dem weißen Licht des Mondes und der kühlen Quelle, von den duftenden Kräutern und den Geistern, die über das dürre Laub huschten und den Menschen in die Träume kamen. Sie wusste von den flinken Forellchen zu sagen, die durch das Wasser der wilden Marobbia schossen, wie glitzernde Pfeile durch die blaue Luft.

Sie erzählte von dem Uhu, der in den Felsen nistete, der Katze die Mäuse fortfing und die Mädchen anblies, die jung sterben sollten.

Über einer ihrer Gespielinnen hatte er die Flügel zusammengeschlagen, als sie das dürre Gezweig zusammentrug zur Feuerung für den Winter. Ganz kalt war ihr sein Atem über das Gesicht gestrichen, und sie war gestorben, ehe der Winter kam. Sie fand kein Ende im Erzählen. Immer Neues fiel ihr ein, und immer hastiger redete sie.

Ihr Enkel lauschte ihr mit verlangenden, sehnsüchtigen Augen.

„Großmutter, gib mir die Alpe,“ rief er und streckte die Hand aus, als könnte er darin das grüne Besitztum bergen.

„Reiche Mutter, gib ihm die Alpe,“ baten der Sohn und die Sohnesfrau.

Sie gab ihm die Alpe.

Nun gehörte ihr nichts mehr, außer ihrem alten Leibe und ihren Erinnerungen.

An ihnen spann sie in den schlaflosen Nächten und den langen Tagen, an denen sie im Winkel saß und wartete.

Ihre Füße trugen sie nicht mehr, und ihre Augen wurden dunkel. Sie wartete immerzu und wusste nicht, worauf sie wartete. Sie sah stundenlang auf die Türe und meinte, sie müsse sie öffnen und jemand hereinlassen.

Vielleicht wartete sie auf ihre Jugend, die weit von ihr gegangen war und ihrer Verlassenheit vergessen hatte.

Sie blickte durch die Fensterscheiben mit ihren trüben Augen und meinte den Gipfel des Berges zu sehen, des Camoghè, an dem die Schatten der Gemsen entlang liefen.

Ihre Ohren verstanden nichts von dem, was die Leute sagten. Sie begann misstrauisch zu werden und lauschte mit den Ohren der Seele, wenn ihr Sohn in ihrer Nähe war.

Die hörten feiner und schärfer als die besten Menschenohren.

„Ich habe noch einen Sohn," sprach sie. „Tragt mich zu ihm."

Der Sohn weigerte sich, sie von seinem Herde zu lassen, denn der Winter war nahe, darin die alten Leute kränkeln und sterben.

Es wurde Mai, und die Äpfel begannen sich zu röten in den Zweigen.

„Sie lebt uns zum Ärger," sagte die Sohnesfrau. „Tue ihr den Willen," und er trug sie zu dem andern Sohne. —

Der Herbst kam und warf das Gold der Sonne über das Tal, als wäre es unausschöpfbar, wie die Güte Gottes.

Mit einem Male versiegte es, und die Marobbiotterin saß an der Flamme, die im Kamin ihres andern Sohnes sich mühte, den Frost aus dem Raume zu treiben.

Zuweilen kam das Enkelkind gesprungen und spielte mit den geweihten Münzen, die die Großmutter am Halse trug.

„Maria, kleine Maria," sagte die Marobbiotterin, „zerbrich deinen Sparhafen nicht; lass ihn die andern zerbrechen, wenn du tot bist."

Sie löste ein Münzlein ab und befahl dem Kinde, es in seinem Büchslein zu bergen.

„Sie wird wunderlich," sprach der Sohn.

„Der Winter ist da," tröstete ihn die Frau. Sie sagte es scheu und fügte nicht hinzu, was sie sich dabei dachte, denn sie war jung und hatte kein hartes Herz.

„Arme Mutter,“ klagte der Sohn und griff zur Korbflasche, darin ein Restlein schweren Weines war.

„Arme Mutter, stärke dich.“

Die Greisin erbebte, als ihr der Sohn den Wein ins Becken goss.

Zittrig begann sie zu schluchzen.

„Arme Mutter, hat er mich genannt. Ich war ihm die gute, die schöne und die reiche Mutter, ihm und allen meinen Kindern. Nun bin ich die arme Mutter.“

Es war, als wischten ihr die Tränen eine Staubschicht aus den Augen.

Sie sah in die Ferne und sah die grüne Alpe, die kühle Quelle und den Camoghè, der weiß im Lichte stand.

„Da ist die Wolke,“ flüsterte sie. „Meine weiße Wolke kommt auf mich zu.“ Sie schüttelte sich und begann zu husten und wurde blass bis in die welken Lippen.

Da legte sie die Sohnesfrau flach auf die Holzbank und begann die Sterbegebete.

Fein und zart kündeten die Silberschellchen in der Hand des Chorknaben den Dörflern, dass Christi Leib zu einer Sterbenden getragen wurde.

Sie legten die Arbeit aus den Händen und blickten dem Zuge nach.

„Es gilt der Marobbiotterin,“ riefen sie zurück in ihre Hütte.

Die Ältesten falteten ihre Hände und suchten in ihren Erinnerungen. Und dachten an ein scheues, schlankes Mädchen, das tänzelnd über die Steine der Waldquelle gehüpft war, und blickten hinauf zum Camoghè, der schneeweiß im ersten Winterwams in die Bläue des Äthers ragte.

Sie sahen den weißen Flaum, der über seinen Gipfel strich und flüsterten einander zu:

„Ihre Seele ist mit der weißen Wolke. Nun ist sie zerflossen in dem Blau des Himmels und eingekehrt in den Frieden.“